Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 36

Artikel: Die Byzantiner und ihre Erben [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643521

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

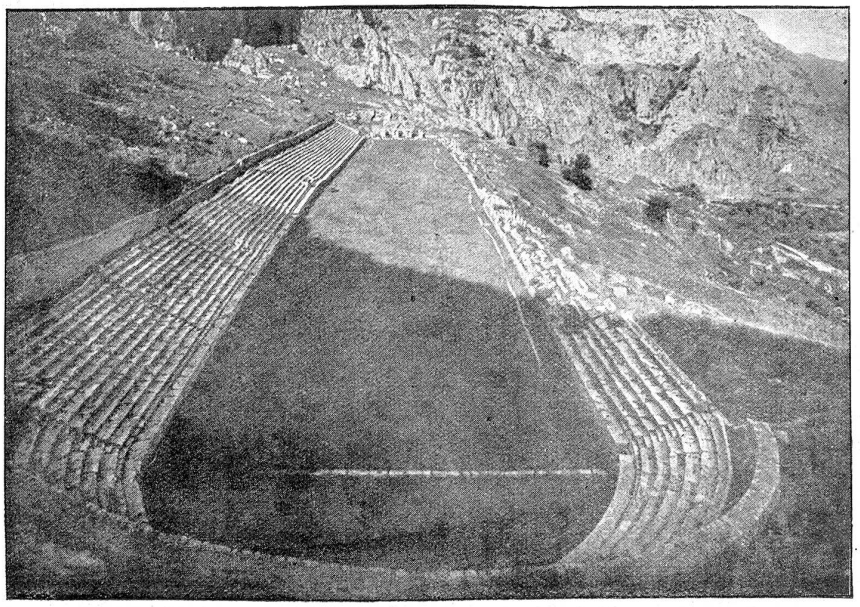
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Das Stadion in Delphi.

Die Byzantiner und ihre Erben.

(Schluß.)

Es ist, als ob gewissen Erdenwinkeln die Kraft innewohne, das Wesen und damit das Schicksal ihrer Bewohner zu formen und zu beeinflussen. War die militärische Kraft und Tüchtigkeit der Türken auch jahrhundertelang ganz unvergleichlich höher als die des byzantinischen Reiches selbst in dessen Glanzzeit, so erwiesen sie sich doch nicht widerstandsfähiger gegen den überlieferten Genius loci von Byzanz. Dieselbe Mißhandlung und Aussaugung der Provinzen durch skrupellose Beamte, bodenlose Korruption in der Verwaltung, Gewalttat, Intrigue und hemmungsloser Egoismus unter den Gewalthabern, alles war unter der neuen Flagge getreulich wieder da und zermürbte allmählig, genau wie bei den unterworfenen Vorgängern, das machtvolle Gebäude von innen heraus. Und gleich wie beim byzantinischen Reich, nur in anderem Zeitkolorit und unter etwas abweichenden Nebenumständen, aber dem innern Wesen der Vorgänge nach vollständig übereinstimmend, vollzog sich, zwar auch in rascherem, neuzeitlicherem Tempo, die Zerbröckelung des machtvollen Osmanenbaues. Auch auf ihm lastete — und das trug ebenfalls wieder ganz wesentlich zu seinem Zusammenbruch bei — das schwere Verhängnis, daß keine in der Mehrheit des Volkes wurzelnde nationale Idee, kein patriotisches Leitgefühl, keine Vaterlandsliebe im üblichen Sinne des Wortes ihn trug, schützte und stützte. Das unterworfene Völkergemisch hatte vorher nichts Derartiges, alle Vereinendes, gekannt; wie hätte so etwas jetzt, unter einem durchaus rassenfremden und harten Eroberer aufkeimen sollen? Es haßte wohl einheitlich diesen, liebte aber deswegen noch lange nicht von vornherein den Leidensgenossen anderen Stammes und fühlte sich in nichts mit ihm solidarisch, als im Leiden und im Abscheu gegen den neuen Herrn. Der lokale Patriotismus, der den einzelnen Stamm an seine engere Heimat kettete, reichte nicht über die Grenzen der letzteren hinaus, weder zur byzantinischen, noch zur türkischen Zeit. In der letzteren kam als Moment von weittragender, für das Staatsganze unheilvollster Bedeutung dazu, daß die Religion des Herrenvolkes und die der Unterworfenen sich äußerst feindselig-schroff gegenüberstanden. Die wütenden Verfolgungen bewirkten nur jämmerlich wenig „freiwillige" Uebertritte, weiteten aber den Graben zwischen beiden zur Unüberbrückbarkeit aus und füllten ihn mit Blut, Haß und Rachegelüsten. Einen wie sicheren Stand ein Staat hat, dessen Fundament und Balkenwerk nicht ineinander verankert sind, ist leicht auszudenken. Die Spaltung war um so weittragender, als das christliche Element, vor allem die Armenier und Griechen, den gewerbe- und handeltreibenden, namentlich auch den seetüchtigen Teil der Bevölkerung bildete und der Hauptträger des Wirtschaftslebens war, soweit es sich nicht um bloße Landwirtschaft handelte, mit der der Türke sich eher noch befaßte. Besonders fühlbar wurde den Türken zu allen Zeiten ihre peinliche und vielfache Abhängigkeit von den Rajas in bezug auf die Seefahrt, die ein hochwichtiger Faktor ist in einem Lande mit so ausgedehnten Küsten und Knotenpunkten uralter Handelsstraßen aus drei Weltteilen. Als Steppenvolk waren und sind die Türken vorzügliche Reiter und ausdauernde Fußgänger, aber miserable Schiffsleute. Darüber haben sie sich zu allen Zeiten ausgewiesen, und ihre Seehelden, wie Haîreddin Barabrossa, waren keine Türken, sondern christliche Konvertiten oder, wie der Genannte, nordafrikanische Piraten.

Wie auf dem Wasser, so auch auf dem Lande, haftet dem Türken die Tradition des Steppenvolkes an, das keine feste Heimat kennt, kein Landschaftsbild als „sein" Land ins Herz schließt und es um reine Gefühlswerte bis zum letzten Blutstropfen verteidigt. Seine Vorfahren lebten als Nomaden heimatlos, in Chorasan oder sonstwo; ihre Heimat war der momentane Weidegrund ihrer Herden und ihr Domizil das bewegliche Zelt, das heute hier und morgen meilenweit weg stand. Kannten schon die Völker des byzantinischen Reiches kein gemeinsames Vaterland, so war der Türke somit noch viel weniger berufen, ihnen diesen Begriff einzupflanzen. Sein ganzer Patriotismus galt seiner

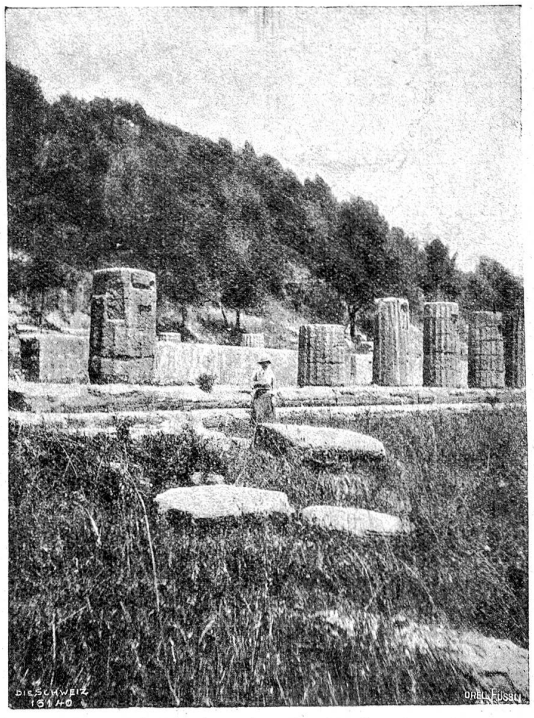
Eingang zum Stadion.

Rasse und ihrem Herrentum. Das lag sowohl an der Herkunft seines Volkes aus der Steppe, wie an dessen Geschichte

als Krieger und Eroberer. In dieser Hinsicht ist es höchst symptomatisch, daß regelmäßig, wenn dem Osmanenreiche wieder eine ehemalige Provinz durch Selbständigmachung verloren gegangen war, der größte Teil der ansässigen Türken ohne jedes Bedenken, und trotz generationenlanger Ansässigkeit, das Land verließen und als Muhadschirs — Heimpilgernde — zu ihren Volks- und Glaubensgenossen zurückwanderten. So aus Griechenland nach dem großen Befreiungskrieg, aus Serbien, Bulgarien und neuerdings aus Mazedonien. Ja selbst in den mohammedanisch gewordenen Gebieten Bosniens und Albaniens blieb der Türke ein Fremdling, trotz der gemeinsamen Religion, die ihn mit den Landeskindern hätte verbinden können. Keine Hand rührte sich, seine Auswanderung aufzuhalten.

Den schwersten Anstoß zum äußerlichen Zerfall der Türkei gab unzweifelhaft der vor einem Jahrhundert mit heroischer Zähigkeit durchgeführte Befreiungskampf Griechenlands, der geradezu die Niederlagen der geschwächten Türkei gegenüber Mehemed Ali von Aegypten und den Russen vorbereitete, und damit den immer rascheren Niedergang. Abdul Hamid unseligen Angedenkens verstand es, den Zerfall etwas zu verlangsamen und sich mit Palliativmittelchen von der Hand in den Mund einigermaßen in der Außenpolitik durchzufretten. Im Innern aber wuchsen Korruption und heimtückische Gewaltherrschaft ins Unerträgliche, sodaß schließlich die jungtürkische Revolution den „roten Sultan" kaltstellte. Aber die Empörer wollten nicht nur das Land von der Tyrannei des Einzelnen befreien und es reorganisieren, sie wollten ihm auch geben, was ihm seit dem großen Constantin noch keiner zu geben versucht oder einzupflanzen vermocht hatte: Das Bewußtsein der Volksgemeinschaft, den patriotischen, begeisternden und emportragenden Nationalgedanken. Und zwar mit Hochdruck. Durch die Presse und durch unzählige Redner bei unzähligen Verbrüderungsnationalfeierlichkeiten, unter Musik, Feuerwerk und allgemeiner Beflaggung wurde die Sache propagiert mit einer Eindringlichkeit, die Steine zu erweichen schien. Aber sie erweichte gerade die nicht, denen sie galt. Das Mißtrauen der der Rasse nach nichttürkischen Bevölkerungselemente blieb ungeschwächt trotz äußerlicher Anbiederung aus Opportunismus, und die verschmähte Liebe verwandelte sich bei den Türken zurück ins alte Herrentum. Mit mehr ehrlichem, ungestümem Eifer als Verstand gingen die Neuerer immerhin an die Reinigung des staatlichen Augiasstalles, warfen aber dabei viele erfahrene und unentbehrliche Leute zugleich mit den Parasiten und Korrupten zur Bude hinaus, sodaß schließlich wohl einigermaßen aufgeräumt, aber auch nicht genügend Leute mehr da waren, die Bescheid wußten, um den Betrieb in ordentlichen Gang zu bringen. Mit ihrem ehrlichen Willen hätten die Jungtürken, nach genügenden Erfahrungen wohl auch einigermaßen ihr gutgemeintes Programm durchgeführt — abgesehen von der unmöglichen Aufpäppelung eines einheitlichen Staats- und Nationalgedankens — wäre ihnen nicht der Tripoliskrieg mit Italien ins Konzept gefahren, dann die Balkankriege und schließlich der Weltkrieg, welche Ereignisse die Türken der Obsorge um einen schönen Teil ihres Gebietes enthoben.

Konstantinopel, die Herrliche am Bosporus, gehört ihnen zwar noch, ist aber zur stillen Provinzstadt geworden. Das entlegene, der Urheimat nähere Angora ist nun der Türken Hauptstadt, wo sie in einem konsequenten Ultraradikalismus alle die Beschlüsse gefaßt und durchgeführt haben, die vorerst zu einem guten Teil unbegreiflich sind. Denn was auf der Hand lag, ist selbst nach türkischen Berichten eingetreten: Die Vertreibung der christlichen Minderheiten hat das ohnehin hart mitgenommene Wirtschaftsleben des Reichsüberrestes total desorganisiert, durch unverständige Dekrete wurde der erstklassige Handelsplatz Konstantinopel kaltgestellt und durch Verzicht auf das Kalifat ein unschätzbares Prestige innerhalb der islamitischen Welt preisgegeben. Wohin Angora mit dem stürmischen Wettlauf nach links eigentlich zielt, ist schwer zu erraten; man steht da vor einem Rätsel.



Olympia. Das Heraion.

Unter allen Umständen aber sind die Türken, auch wenn ihnen Konstantinopel territorial noch gehört, heute nicht mehr die Rechtsnachfolger des byzantinischen Reiches, sondern ein vorderasiatisches Binnenvolk, dessen nächste und fernere geschichtliche Schicksale sich gegenwärtig in einem befremdenden Gärungsprozeß entwickeln, der ebensowohl in Stürmen von weittragender Bedeutung, wie in Selbstzerstörung und matter Stagnation enden kann.

Umso energischer regen sich die übrigen Erben des byzantinischen Reiches und bauen ihr Haus aus, jeder für sich und unter gelegentlicher kleiner Reiberei mit dem Anstößer. Größer als je ist das alte Serbien wiedererstanden; die Albanesen tragen ihre Händel wieder nach eigenen Gebräuchen aus, und Bulgarien, das auf das falsche Pferd gewettet hatte, bemüht sich unter gelegentlichen inneren Schmerzen, wieder etwas zu Kräften und zur Ruhe zu kommen. Hoffentlich sind seine Anstößer klug und einsichtig genug, dem wichtigen Lande doch einmal und rechtzeitig den ersehnten Ausgang ans Meer zuzugestehen und so mit einem Strich viel alten Groll und Anlaß zu neuem Unheil aus der Welt zu schaffen. Wer aber aus der byzantinisch-türkischen Liquidation am meisten Kraft in der Zukunft schöpfen wird, das ist Griechenland, dessen Handel und Industrie trotz der inneren Wirren einen geradezu verblüffenden Aufschwung nehmen. Das kleine Land, das zu allen Zeiten zäh an seinem nationalen Gedanken festhielt, hat bitter dafür büßen müssen, daß es sich zu viel zutraute, als König Konstantin glaubte, aus dynastischen Prestigegründen die Türken in Angora selbst schlagen zu müssen, und das sichere Verhau hinter dem Sakkaria verließ. Ihm trug der Mißgriff Absetzung und Verbannung und nun seinem Hause den Verlust des Thrones ein, dem Lande selbst unsägliches Elend, Zwietracht und innere Stürme. Daß trotzdem das wirtschaftliche Wiederaufleben derart eingesetzt hat, beweist den Erfahrungssatz aus der jahrtausendealten Geschichte, daß politische Stürme da unten zum täglichen Brot gehören, sozusagen normal sind, und infolge der langen Abhärtung das Wirtschaftsleben gegen sie unempfindlich ist.

Das Kurhaus Lenk. (Blick talabwärts.)

Zweifellos bildet die Ausrufung der Republik einen wichtigen Markstein in der Landesgeschichte, der, nach allen Erfahrungen, kaum wieder ins Monarchistische zurückversetzt wird. Dies um so weniger, als die Griechen ihrer ganzen Art nach überhaupt Demokraten sind. Es bleibt nur zu wünschen, die neue Staatsform möge sich recht bald und ohne zu heftige Stürme derart konsolidieren, daß Griechenland die seiner harrenden riesigen Aufgaben zu bewältigen vermag, wie seine erstaunliche Vitalität es ja befähigen würde. Die Griechen sind die einzige seefahrende Nation an der Aegeis, und zugleich eine ganz erstklassige; ihre Handelsleute sind im ganzen Orient angesessen, ihre junge Industrie entwickelt sich mit Riesenschritten. Also glückauf zur jungen Republik; möge ein guter Stern über ihr leuchten!

An Gott.

Von Hermann Stehr.

Du wirst mir noch die Bäume ganz verwandeln,
Das Tier, den Strom, die Berge und den Weg.
Du machst das Wirklichste ja schon, mein Handeln,
Als ging in Lüften ich nur einen Geistersteg.

Aus Jahrmillionen grüßen Licht und Schatten
In meiner Kinder Augen mich geheimnisvoll.
Ich wirke, was sie tausendmal schon hatten,
Verhaucht in ihnen ist, was ich erst soll.

Doch alles, was sich gegenwärtig knüpft
Und löst, war doch noch nie und wiederholt
Sich immer, wie die Wolke stets entschlüpft
In tausend Formen und niemals verkohlt.

Es spielt des Unnennbaren Geisterfinger
In den Gestalten sich sein ewig Lied,
Und wenn ich sinne, bin ich wie ein Singer,
Der kindlich sich um diese Weise müht.

Dann kann ich oft der Erde Wirklichkeiten
Und meinen Traum nicht voneinander trennen.
Es glüht aus mir der Geist der Ewigkeiten
Und lodernd brenn' ich, ohne zu verbrennen.

Aus meinem Ferientagebuch.

Von Otto Braun. (Schluß.)

Am 22. Juli.

Ein Tag der Ruhe. Regen und Nebel. Im Dorf alles wie ausgestorben. Mein Vorrat an Rauchmaterial geht zu Ende. Kein Wunder, bei solchem Wetter. Für morgen ist Hahnenmoospaß angesagt. Muß wieder mal ins Tal herniederschauen. Da unten ist's schrecklich, öde und leer.

Am 24. Juli.

Trüttlispaß naß, auf Hahnenmoospaß aber war's windig. Die Aussicht ziemlich beschränkt. Allein immer noch besser auf windumbrauster Paßhöhe zu stehen als tatenlos im Dorf herumzustreichen.

Am 25. Juli.

Wetter anhaltend trüb. Wildhorn und Wildstrubel unsichtbar. Auch der Briefträger ist heute nirgends zu erblicken, der Mann, der längst erwartete Pakete bringen soll.

Alte Geschichte. Wenn der Mensch nichts zu tun hat, denkt er ans Essen.

Am 26. Juli.

Auch der heutige Tag war nicht in Schönheit gebadet. Nebel, zeitweise Regenschauer. Dennoch wurde beschlossen, einen Ausflug nach dem Fermeltal zu unternehmen. O, wunderliebliches Tal! Vom brausenden Fermelbach durchflossen, mit grünen Matten bedeckt, die prächtige Ahornbäume beschatten. Beidseitig von hohen Felsen eingerahmt. Einsam, still und ernst, lieblich und reizend. Doch blieb's nicht allein beim Fermeltal. Die Wanderlust trieb uns vorwärts und trotz Regengüssen und Nebel ging's weiter zur Krinde (2354 Meter) hinauf, einem Uebergang zwischen Hempliger und Gsür. Wütender Sturmwind empfing uns dort oben, kalt und gefühllos starrte der Steinmann uns an.

Auf schlüpfriger Halde zur Furggihütte hinunter. Ein Hirt war gerade mit dem Abtransport eines Schafes ins Tal beschäftigt. Wie das arme Tier sich auf dem Boden wand und alle Kräfte aufbot, seinem Peiniger zu entkommen! Ahnte es den bevorstehenden Tod? Doch bald ergab es sich in sein Schicksal und trottete still-ergeben hinter

Auf Iffigenalp.

dem Burschen her, dem Tale zu. Wie bei uns Menschen, dachte ich, die von unsichtbarer Hand gezogen, dem Unter-